

Leistung als Lebensprinzip?

Autor(en): **Beeli, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **69 (1982)**

Heft 17: **Leistung als Lebensprinzip : Leistung in der Schule**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leistung als Lebensprinzip?

Armin Beeli

Einleitung

«Leistungsgesellschaft» ist heute schon beinahe zum Stosseufzer und Schimpfwort geworden. Vom Leistungsdruck – in Schule und Beruf – ist immer wieder die Rede, ebenso aber auch von Leistungsschwäche, Leistungsverweigerung. – Mir selber gibt vor allem zu denken, wieviele meist noch jüngere Menschen aus dem Lehrerberuf aus- und umsteigen möchten, ihre Arbeit keineswegs mehr als lebenslangen Beruf verstehen wollen. Sind sie überfordert? Und wodurch? Werden sie vielleicht zu einseitig gefordert? Ein Teil dieses Druckes – wir werden noch darauf zurückkommen müssen – schafft sich mancher selbst: Längst nicht alle Freiräume, welche das Schulsystem bietet, werden wirklich genutzt; mancher ist zwar Lehrer, in seiner Grundhaltung aber noch immer zu sehr «Schüler», voller Angst, Fehler zu machen, darauf bedacht, sich vor Kollegen keine Blöße zu geben; die Vereinzelnung – im Schulzimmer fast unvermeidlich – wird oft auch ausserhalb durchgezogen, was die Last nicht leichter macht.

Ehrlicher Weise müssen wir aber zugeben, dass Schüler und Lehrer auch von aussen unter erheblichen Leistungsdruck gesetzt werden: höhere Schulen, die Industrie, das Gewerbe – sie alle fordern dauernd noch besser und oft schon recht spezialisiert ausgebildete Schulabsolventen; die Stoffpläne platzen dementsprechend immer mehr aus den Nähten; die Eltern leben oft in der Angst um die Zukunft ihrer Kinder, laden ihnen nicht selten auch ihren Ehrgeiz auf, was alles den Druck auf Schule und Lehrer verschärft. – Zwischenfrage: Wollen wir eigentlich für Hochschulen und Ausbildungsinstitutionen eine Vorselektion übernehmen? Verstehen wir uns Politikern und Eltern gegenüber nur als Dienstleistungsbetrieb, oder denken wir an die Möglichkeit, pädagogische Positionen zu beziehen, die für ein weniger drückendes Lehr- und Lernklima einstehen würden?

Nötig scheint mir solche Besinnung auf jeden Fall. Denn Leistungsschwäche, oft sogar Leistungsunwille, ist bei vielen Schülern eine Tatsache. Dekonzentration, Interesselosigkeit, mangelnde Arbeitshaltung lassen die Schule für alle Betroffenen zur Mühsal werden. Diese Tendenzen scheinen – nach Auskunft von Schulpraktikern – Jahr für Jahr zuzunehmen und sind schwer angebar.

Diesen und ähnlichen Erscheinungen möchten wir etwas nachgehen, in einem tour d'horizon einige Dinge ins Auge fassen und bedenken, die uns tagtäglich begegnen und beschäftigen.

1. Mensch und Leistung

1.1 Leistungsfreude

Ja, auch das gibt es noch! Leistung als Äusserung des Lebens und Lebenwollens, häufig ungefordert, oder wenn gefordert, dann willig übernommen. Zu erleben, mit welchem Eifer, mit wieviel Freude und Hingabe junge Menschen eine Aufgabe angehen, wenn sie von ihr gepackt sind, das gehört zu den kostbarsten Erfahrungen eines Erziehers. Wir sprechen in diesem Zusammenhang oft von «Motivation» und fühlen uns froh, wenn sie uns gelingt, ohne dass wir grosse Tricks einsetzen müssen, vielmehr anknüpfen können an so natürlichen Antrieben wie: Neugier, Schaffensfreude, Spielbedürfnis, Bewegungslust und ähnlichem. Leistung gelingt dann scheinbar mühelos und selbstverständlich. Sie ist dann offenbar eng verknüpft mit Funktionslust, weiter gefasst wohl mit Lebenslust überhaupt, z.B. im Spiel.

Wir finden aber Leistungsfreude auch in «freien Künsten», in denen man durch «Übung Meister» wird. Funktionslust verbindet sich dann mit Training und führt zu Leistungssteigerung, die mehr als blosser «fitness» bedeutet. Es bildet sich eine Fertigkeit und Tüchtigkeit heraus, ein Taugen, für das früher das Wort «Tugend» gebräuchlicher war

als heute. Zu ihr gehöre, so sagen uns die alten Tugendlehrer, dass das, was man anstrebt und tut, mit einer gewissen «facilitas», Leichtigkeit, geschieht. Bevor dieser Zustand erreicht sei, sei freilich ein steiler Weg zu bewältigen, der Tapferkeit und Durchhaltevermögen erfordere. – Es dürfte leicht sein, diese «alten» Begriffe und die darin beschlossene Erfahrung mit moderneren Vokablen in Verbindung zu setzen wie «Arbeitshaltung» u. a. m.

Mir taucht recht oft eine Erinnerung aus meinem 8. oder 9. Lebensjahr auf: Ich hatte die Gewohnheit, wo immer sich Gelegenheit bot, vor Fenstern und Türen von Handwerkern und Werkstätten stehen zu bleiben und den arbeitenden Menschen zuzuschauen. Besonders gern war ich bei einem alten Küfer, dessen Werkstatt auf dem Areal einer Weinhandlung stand. Er war ein beleibter, gemütlicher Südschwabe. Wie ich mir den «Ziehesel» besah, (ich kannte dieses Gerät aus Grossvaters Werkstatt), auf dem man durch Druck der Füsse auf einen Fusshebel die rohen Fassdauben festspannte, um sie dann mit dem Ziehmesser hohl und rund zu formen, meinte der Küfer: «Ja, ja, do drauf hot scho mancher Lehrbueg'heult». Auf meine erstaunte Frage nach dem Warum, gab er mir zur Antwort: «Ha, weil's ihn halt schwer aakumme isch!» – Für mich klang schon als Bub viel an in diesen wenigen Sätzen des Küfers: Respekt vor der Arbeit und ihren Anforderungen, Mitgefühl für den jungen Menschen, der das Widerständige der Aufgabe zu spüren bekommt, jedoch unbeirrt dran bleibt, sie zu meistern und mit ihr vertraut zu werden.

Es ist, meine ich, kaum Zufall, dass sich die Episode im Umkreis einer differenzierten manuellen Arbeit abgespielt hat. Sie bietet wohl am ehesten die Möglichkeit, den Prozess des Arbeitens, eigene Mühsal und eigenes Können, aber auch das Entstehen eines Ergebnisses als Ganzheit zu erleben.

1.2 Pervertierung der Leistung.

Solcherart ganzheitliche Arbeitsprozesse sind in unserer arbeitsteiligen und hochspezialisierten Welt recht selten geworden. Nicht zuletzt, weil nicht mehr das einzelne gelungene Werkstück sozusagen den Leistungsausweis darstellt, suchte man nach Möglichkeiten, Leistung zu messen und zu bewerten. Die

einfachsten Massstäbe hierfür sind linear und rein quantitativ aufgebaut, demnach auch «exakt» – ganz in der Art von Mathematik und Physik: eine numerische Grösse (wer denkt dabei nicht an unsre Noten?). Auf diese Weise wird Leistung deklariert auf Typenschildern von Motoren, Heizöfen usw., sie figuriert über den Köpfen unsrer Kühe als Zahl für ihre «Milchleistung» usw.

Wo lineare Masssysteme verwendet werden, scheint der Trend zur «Leistungssteigerung» dem System selber innezuwohnen: warum nicht noch schnellere Autos, stärkere Lokomotiven, grössere Supertanker, höhere Wolkenkratzer bauen? Je stärker diese Tendenz herrscht – Leistungssteigerung um jeden Preis, buchstäblich bis zum Geht-nicht-Mehr – desto deutlicher wird, dass nur noch Rand- und Spitzenwerte interessant sind. Die häufige, selbstverständliche und «normale» Leistung bleibt sozusagen unbeachtet. Und auf diese Weise wird Leistung leicht pervertiert, auf eine technisierte, quantifizierbare Grösse reduziert. Solche Zahlenwerte finden sich z. B. im «Guinness' Book of Records»: Höchstwerte jeden nur denkbaren Unsinn, Rekorde, die in aller Regel kurzlebig sind, weil sie im Prinzip leicht zu brechen und zu übertreffen sind. Es geht ja nie um wirklich Neues, bloss ums Gleiche – etwas rascher, grösser, längerdauernd... es gilt einfach die Marke auf der Skala minim nach oben zu schieben. Das ist der ganze «Fortschritt».

Was man «Spitzensport» nennt, darf in diesem Zusammenhang durchaus Absurdität genannt werden. Abgesehen davon, dass dabei stellvertretend für mich und dich – gar «für die Schweiz», «für die Sowjetunion» usw. eine Super-Leistung erbracht wird – hilft dies niemandem etwas. Etwas erbringen – was heisst das eigentlich? Auch die Messung der Leistung ist häufig absurd und lächerlich. Beispielsweise entscheiden bei Abfahrtsrennen mit Laufzeiten von 2-3 Minuten (also 120-180 Sekunden) oft 1 bis 5 Hundertstelsekunden über die ersten Ränge – das sind $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{2}$ Promille! Wollten wir einen Balken ebenso genau auf einen Meter Länge zuschneiden, dürften wir dabei höchstens um 0,1 bis 0,5 mm abweichen, was uns nur schwerlich gelingen könnte. – Für den täglichen Gebrauch sind wohl Klafterscheiter (die rund 1 m lang sein sollen) wichtiger als höchstgenaue Urmeter

aus Platin-Iridium, die in vollklimatisierten Institutskellern gehütet werden. Und 100 Schüler, welche eine vergleichbare, wenn auch weniger gefährliche Abfahrt in 5 Minuten passieren, tun etwas Sinnvolleres und Gesünderes als die 20 Asse des Skizirkus.

Erich Kästner hat dazu einen netten Vers geschrieben:

Sport

Meldung vom Wettlauf durch die Lübecker Schweiz:

«Die Läufer trainieren täglich zehn Stunden. Sie brauchen für 100 Meter zirka minus 14 Sekunden.

Die Spitzengruppe ist heute morgen bereits im Jahre 1919 verschwunden!»

Mit solcher Ironie garniert, wäre sogar manches im Sport noch erträglich. Was ihn lächerlich macht, ist, dass man ihn häufig so todernst nimmt. Das liegt wohl nicht bloss am Geld, das dabei eine handfeste Rolle spielt. Die Frage bleibt durchaus bestehen: Was lockt unzählige Menschen, vor allem die Rand- und Spitzenphänomene zu bestaunen? Und das gilt beileibe nicht nur für den Sport. Auch sonst scheint «gewöhnliches Leben» höchst uninteressant zu sein; Extremformen und -situationen locken Leser- und Zuschauerscharen: je grässlicher der Unfall, je gewalttätiger oder perfider das Verbrechen, je schrecklicher der Krieg, je kaputter der Kaputte, desto sicherer scharen sich klein und gross um Schlagzeile und Bildschirm. Wieso das?

2. Besinnung auf Leistung als menschliches Phänomen

Die eben gestellte Frage ruft weiteren Fragen: Sind wir alle – notgedrungen – zu sehr Mittelmasse, Durchschnitt, sodass uns alles Herausragende, Besondere wie eine Verlockung packt, wie eine Hoffnung: es ist doch möglich, anders, besonders, herausstechend zu sein, ein «e-gregius» (der über die grosse Herde herausragt), ein «ex-cellens» (der das Mittelmasse übertrifft)... Hinter dem Interesse für ausgefallene Phänomene verbirgt sich offenbar eine sehr tiefe menschliche Sehnsucht, der Wunsch nämlich, ein Einzigartiger, Besonderer, Bewunderter zu sein. Ich meine, das sei ein legitimer Anspruch. Fragt sich bloss, wie wir seiner Erfüllung näher kommen kön-

nen. Durch besondere Leistung? Und wie wäre deren Besonderheit zu messen, zu wägen? Mit einer bloss linearen Skala – etwa von 1 bis 6?

2.1 Qualitative, komplexe Leistungsmasse

Es gibt in der Geschichte unserer Kultur Werke, die man als «klassisch» bezeichnet. Wie wenig man ihnen mit linearen, quantitativen Massstäben gerecht wird, ist bald ersichtlich, wenn wir uns etwa fragen: Wäre «Faust» nicht besser, wenn er 50 Seiten mehr umfasste; die David-Statue Michelangelos bedeutsamer, wenn sie um zwei Meter grösser gemacht oder, statt aus Marmor, aus purem Gold angefertigt wäre? Offenbar nicht. Was in diesem Bereich zählt, ist offenbar etwas ganz anderes als numerische Grössen. Es geht um qualitative Merkmale. «Klassisch» sind offenbar Werke, die durch eine besondere Verdichtung und Prägnanz auffallen, die darum auch eine Gültigkeit haben, welche Zentrales in uns anspricht. Es sind «Leistungen», die an uns appellieren, selbst wenn sie nur noch als Bruchstücke vorliegen. Ein Rilke-Gedicht mag verdeutlichen, was damit gemeint ist:

Archaischer Torso Apollos

Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,
sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der
Bug

der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle
und bräche nicht aus allen seinen Rändern
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.

In diesem «Angesehen-Werden» passiert der Appell durch das Kunstwerk: Du musst dein Leben ändern. Solch wortloses Gespräch setzt Ent-sprechung voraus: wer die innere Qualität eines Werkes erfahren will, muss sich ihm auch in besonderer Weise zuwenden: offen, schauend, sich einfühlend und sich Zeit lassend.

Noch einmal, damit der Kontrast uns bewusster wird: wieviel rascher und einfacher ge-

schiebt das Abchecken einer Score-Tabelle, das Ablesen der Tachometeranzeige, das Überfliegen von Zeugnisnoten...

Wir bewegen uns – meine ich – in der Polarität zwischen «Haben» und «Sein», die durch Publikationen von E. Fromm, B. Stähelin, vor ihnen aber bereits durch G. Marcel, L. Szondi und andere als eine mögliche Ordnungsstruktur unserer menschlichen Existenz aufgezeigt wurde.

«Leistung» (wie sie heute meist verstanden und bewertet wird) gehört zum Bereich des «Habens»: ich verfüge darüber, erbringe sie,

fordere sie, verkaufe sie gegen Benotung oder Bezahlung, erringe mit ihr einen (sportlichen, sozialen, pekuniären) Rang. – Wo bleibt das «Sein», das Leben, Erleben, umfassend Eindruck und Ausdruck, Sinn und Bedeutung? Fallen wir nicht allzu leicht auf Taschenspielertricks herein wie den Werbeslogan (mit dem die Deutsche Bundespost vor Jahren für ihr Postsparkonto warb): «Hast du was, so bist du was!»?

«Leistung» stammt etymologisch ab vom mittelhochdeutschen und noch heute gebräuchlichen Wort «Leist», jener Holzform, über die

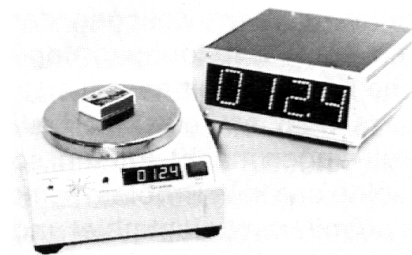
Elektronische

PRÄZISIONSWAAGE

mit direktem Anschluss an Grossanzeige

Wenn Sie eine neue Waage kaufen möchten, müssen Sie unbedingt unsere neu entwickelte mikroprozessorgesteuerte Präzisionswaage ansehen. Sie ist ein kleines technisches Wunderwerk!

Vergleichen Sie Leistungsfähigkeit, Einsatzmöglichkeiten und den Preis mit andern Waagen; der Entscheid wird Ihnen dann leichter fallen!



- Automatische Tarierung über den ganzen Messbereich.
- Standardmässig eingebauter BCD-Ausgang zum direkten Anschluss an unsere beliebte Grossanzeige (Ziffernhöhe 45 mm).
- 10 eingebaute Messdatenspeicher.
- Spezielle Vorrichtung zur Auftriebsmessung in Flüssigkeiten.
- Grosser Messbereich (2,5 kg mit 0,1 g Auflösung).
- Hohe Präzision, Robustheit und Zuverlässigkeit.

Wir verkaufen die Waage inkl. Vorrichtung zur Auftriebsmessung zum konkurrenzlosen Einführungspreis von nur

Fr. 2800.—
(inkl. WUST)

Fordern Sie noch heute kostenlos die Unterlagen mit Anwendungsbeispielen über unsere Präzisionswaage an bei



Steinegger & Co. Elektronische Apparate

Pfarrhofgasse 9, CH-8201 Schaffhausen, Tel. 053 - 5 58 90

früher einmal der Schuster den Schuh bemass, zuschnitt und formte. – Wer ist ein guter Schuhmacher? Der den «grössten Schuh der Welt» (oder den kleinsten) anfertigt? Ich meine, es sei der, der mir ein Paar Schuhe anzufertigen weiss, das mir wie angegossen passt, bequem zu tragen, von gefälligem Aussehen und lange zu gebrauchen ist. – Leistung wäre, von diesem Wortursprung her betrachtet, also etwas, was vor allem andern «angepasst», adäquat ist, «entsprechend» dem, was einer wirklich braucht und wünscht.

Dass dieses «Leisten» immer etwas Komplexes und Anspruchsvolles ist, wird uns deutlich, wenn wir einen «Leist» in die Hand nehmen und von allen Seiten betrachten: das ist kein linearer Massstab (wie unsre Schuhnummern), sondern ein kompliziert dem Fuss nachgeformtes Gebilde mit drei Dimensionen. Ihm mit Material und Werkzeug gerecht zu werden, ist wahrhaftig eine «Kunst», was ja die ursprüngliche Bedeutung von «Technik» (griech. *techné*) ist.

2.2 *Integrale humane Form von Leistung*

Verglichen mit der Handwerkskunst des alten Schuhmachers ist die durch viel (maschinelle, halbautomatisierte) «Technik» bestimmte Tätigkeit des Arbeiters in der Schuhfabrik eine enorme Verarmung: die Vielfalt einer abwechslungsreichen, alle Sinne fordernden Arbeit (mit zahlenmässig geringem Ausmass allerdings) hat einer spezialisierten, einseitigen Teilfunktion oder Maschinenbedienung Platz gemacht (die freilich Massen von Schuhbestandteilen in kurzer Zeit produziert).

Wo Leistung auf diese Weise «von aussen» (etwa vom programmierten Arbeitsablauf, vom Takt des Fliessbands) abverlangt wird, da erlebe ich «Leistungsdruck», ein «Soll», dem ich mein «Haben» entgegenzusetzen habe. Auch das kann mich fördern, wenn es mich fordert, aber wohl nur dann, wenn ich spüre: ich bin dabei gemeint, gesehen, und ich kann und will mir die Aufgabe auch zu eigen machen, zu meinem «Leist». Andernfalls ist eine Entfremdung durch Leisten-Müssen unausweichlich.

Nicht zu übersehen ist freilich, dass keineswegs alle Menschen solche Entfremdung, solches Von-sich-weggeführt-Werden als negativ erleben. Es entlastet oft auch vor der nicht immer leichten Aufgabe des ganz persönlich

Gefordert- und Angesprochenseins. Ich denke an die Diskussion einer Gymnasiallehrerin mit ihren Deutschschülern von ca. 15 Jahren: «Was ist für euch spannend?» – Die Antwort: Krimi, Agentengeschichten, kurz: «action». Immerhin fragten die Schüler auch zurück: «Und für Sie?» «Für mich ist z.B. spannend: Schwangersein, einen Menschen kennenlernen, ein schwieriges Gespräch zu einem guten Ende führen...» – Da begegnen uns zwei Welten. Und es ist wohl nicht Zufall, dass junge Menschen vorerst stärker auf Dinge ansprechen, die leichter sind, darum oft auch verführerisch wirken, die einfach konsumiert werden können, ohne grossen Einsatz zu fordern. – Dass dies nicht nur Jugendlichen geschieht, dürfen wir uns ruhig zugestehen. Weil «action» ja einmal «out» ist, folgt dann meistens der Umschlag – nicht in Entspannung, sondern in Spannungslosigkeit – gemeinhin als «Langeweile» erlebt.

Offenbar ist es in unserer Welt und Zeit tatsächlich schwierig, das zu finden und zu spüren, was mich wirklich «angeht» (*ce qui me regarde*). Das macht, dass wir nicht selten recht entfremdet leben, innerlich weit weg von uns selber, ohne es recht zu spüren.

Machmal erlebt man diese oben erwähnte und hier wieder angesprochene Diskrepanz zwischen «Haben» und «Sein» leibhaftig und unübersehbar. Ich denke an einen Kollegen, der mit mir zusammen eine Ausbildungsgruppe für bioenergetische Körperarbeit absolvierte. Dazu gehörte, dass man am eigenen Leib grundlegende Erfahrungen macht. Für ihn, so meinten wir alle, sollte das kein Problem sein: er war ein oftmals prämiierter Leichtathlet und Mehrkämpfer, darum mit seinem bestens konditionierten Körper sicher völlig vertraut. – Gross war seine und unsere Überraschung, wie er im Laufe der Ausbildung immer wieder von heftigsten und hartnäckigen Schmerzen in Muskeln und Gelenken heimgesucht wurde – mehr als jeder andere von uns. Allmählich begann er zu realisieren: als «Maschine» war sein Körper extrem gut trainiert und zu hohen Leistungen fähig; der Körper, den er «hatte», stand ihm fast uneingeschränkt zur Verfügung. Was ihm aber bisher ganz fremd geblieben war: dass der Körper, der er «war», auch ein höchst sensibles und verletzbares Instrument der Selbstwahrnehmung und des Selbstaudrucks sein konnte und sollte. Diese

Dimension hatte er, unter enormen Schmerzen, mühsam zu erarbeiten. Er lernte allmählich, seinem Körper nicht einfach die äusserst mögliche Leistung abzuverlangen, sondern genau soviel, dass er sich selber dabei noch spürte und ihm in seiner Haut wohl war.

Entfremdetes Leisten wäre also ein solches, bei dem ich mich selber vergesse, aus den Augen und dem Gefühl verliere; integral menschliche Leistung ist eine solche, die mich bei mir sein lässt und das Mich-wahrnehmen-Können nicht verunmöglicht.

2.3 Relativierung einiger gängiger Wertungen

Leistung im Rahmen unserer «Leistungs-gesellschaft» hat die Tendenz in sich zum «immer höher – immer länger – immer schneller». Es ist ihr die Wachstumsideologie eingebaut, wonach Stillstand Rückschritt bedeute. Sagte ich «Wachstum»? Das wäre ja wunderbar. Ich fürchte, das Wort sei in einem entstellten und dürftigen Sinn missbraucht und meine: «Expansion», «Inflation», steigende Umsätze und Erträge... oder denkt man wirklich ans «Wachsen»? Hat man also z.B. einen Baum vor Augen, der ja nicht in den Himmel und – fürchte ich – auch längst nicht rasch genug wächst, als dass er zum Symbol unseres «Wachstumssystems» werden könnte.

Die Wachstums- und Fortschrittsideologie bringt es mit sich, dass wir oft des etwas naiven Glaubens sind, gut, nein besser sei vor allem das Neue, das Letzte, was zum Bisherigen hinzukommt und über es hinausgeht – die «neuen Besen» also. Ich nenne diesen Glauben naiv. Überprüfen wir ihn vielleicht einmal, indem wir all das unter die Lupe nehmen, was in den letzten 10, 20 Jahren an Schulreformen jeder Art und auf allen Stufen diskutiert oder auch realisiert wurde! Was ist in der Schule, was ist an Lehrern, Lehrmitteln und -methoden, was ist an Schülern und ihrem Lernerfolg (und Lernerlebnis) wirklich besser geworden (und wie hoch war und ist der Aufwand für all die wirklichen und scheinbaren Neuerungen)? Und was heute in unsrer Schule wirklich gut ist – wieviel davon ist tatsächlich «neu»? Wieviel davon möglicherweise recht alt und altbewährt (vielleicht umgetauft und aufpoliert)?

Es geht keineswegs darum, Er kämpftes und Erreichtes mieszumachen, engagierte Menschen zu entmutigen. Es geht mir ein wenig

darum, eine fast allgegenwärtige Versuchung unserer Zeit und Umwelt sichtbar zu machen. Mir liegt auch daran – was ebenfalls mit dem «Sein» zu tun hat, mit dem Ursprünglichen und Währenden –, die Wichtigkeit jener Dinge zu betonen, die nicht sehr geeignet sind für Modernisierung und Umkremplung: Konstanten wie Schwangerschaft und Geburt, Schlafen und Essen, Verdauen und Atmen, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Zugegeben: das alles bringt nicht viel ein, ist kaum ein Bildungsthema oder Handelsartikel (wird höchstens nebenbei kommerzialisiert). Aber: sind es nicht die viel entscheidenderen Belange als so manches, was viel Lärm um sich verbreitet und sich als letzte Neuigkeit präsentiert?

Ich möchte die Relativität von Perfektion und Fortschritt gern an einem Beispiel illustrieren: ich schätze ungemein die Möglichkeit einer naturgetreuen Musikwiedergabe in meinem Wohnzimmer, mehr noch, einem Konzert selber beizuwohnen. Und doch: wenn ich mir überlege, wie ich Musik wirklich kennen und lieben lernte, wie sie mir vertraut wurde als ein Stück meines Lebens, dann muss ich weit zurückgehen, in eine Zeit, in der von High Fidelity oder Stereophonie noch nicht einmal die Rede war: es war während des letzten Weltkrieges; ich verbrachte all meine Ferien im Landdienst bei einer Familie, in der ich eine Kostbarkeit entdeckte, die es zuhause nicht gab: ein altes Radio mit leidlichem Kurzwellenteil. Jeden Abend, oft weit über Mitternacht hinaus, jagte ich im Äther nach guter Musik und fand sie auch. Aber wie! Krachend und oft über Takte aussetzend, von Zischen und Pfeifen beeinträchtigt gab der alte Apparat sie wieder. Doch das konnte mich nicht stören – wie den süssen Kern aus der Schale holte ich mir die wunderbaren Klänge aus dem Gewirr von Geräuschen heraus. – Was ich damit sagen will: wie sekundär das Technisch-Apparative oft ist, wenn primär das erlebnismässige Engagiertsein, die Lern- und Entdeckerfreude gegeben sind.

Kehren wir zurück zum Leistungsdruck «von aussen», mit der Frage, ob es das auch in der Schule gibt. Ich meine ja, und zwar aus verschiedenen Anlässen. Die in Ehre ergraute Rede, dass «wir nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen» könnte so ein Anlass sein. Bewirkt sie nicht als Konsequenz, dass alles, was wir jetzt tun, noch nicht das Eigentliche,

Wahre ist, erst ein Training und Vorlauf – der eigentliche Wettlauf fände erst später statt. Diese Vertröstung auf später, dieses Noch-Nicht hat zur fatalen Folge, dass das Hier und Jetzt der Schule angeblich gar nicht «Leben» ist (jedenfalls keins, das wirklich ernst genommen werden müsste), sondern: Vorbereitung aufs «Leben»...

Ob Kinder, ob junge Menschen das jahrelang überstehen (und dabei noch immer mit Leib und Seele bei der Sache sind)? Wo findet denn während dieser Jahre ihr «Leben» statt? Wo versuchen sie sich schadlos zu halten? Vielleicht liesse sich manche Pädagogenklage einmal umgekehrt lesen: Statt: «Die Kinder sind im Unterricht so unkonzentriert, weil sie zuhause viel zu viel fernsehen», «Unser Unterricht ist so wenig lebendig und lebenserfüllend, dass die Kinder begreiflicherweise am Fernsehen ein Lebens-Surrogat suchen müssen». – Ich weiss, das ist vereinfacht, vor allem, weil die Schule bloss ein Faktor unter vielen ist, die das Leben des Kindes bestimmen. Was für seine Eltern «Leben» ist oder nicht, spielt bei dieser Problematik sicher eine gewichtige Rolle. Bloss könnte man ja weiterfragen: Wieviel Lebens- und Sinnerfüllung ziehen Erwachsene aus ihrem leistungsorientierten Alltag, dass sie allabendlich so sehr auf «Leben aus zweiter Hand» angewiesen sind? Lernen fürs Leben? Könnte Lernen vielleicht auch Leben sein? Oder könnten wir so leben, dass unser Leben mit Lernen gleichbedeutend wäre? Was könnte es gar bedeuten, wenn (und was würde es erfordern, dass) Lernen = Leben = Leisten wäre, die drei oft so verschieden betrachteten Grössen also Synonyma sein könnten? – Pädagogische Anfragen, meine ich, die zwar weit über den Schulbereich hinausgehen, in der Schule aber besonders ernst genommen werden müssten. Die Fragen werden von vielen gespürt; Antworten scheinen nicht so einfach zu sein.

Wir stossen hier auf ein Dilemma der Schule, das sich wiederum z.T. aus der Benotung von Leistungen ergibt. Was – wirklich oder vermeintlich – zu benoten ist, erhält in Zeugnis und Schulpraxis nur zu leicht Übergewicht (auch im Bewusstsein der Schüler und ihrer Eltern). Was passiert z.B. mit den Zeichnungen von 4-, 6-, 8-jährigen Kindern, die in mancherlei Hinsicht unbeholfen, unvollkommen sind, andererseits aber von einer oft unüber-

trefflichen Einmaligkeit und Aussagekraft? Sehen wir darin «nur» Ausdruck, jedoch keine «Leistung»? Ist es gut, daraus einen Gegensatz zu konstruieren? – Wir sind hier natürlich all dem auf der Spur, was mit den Stichwörtern «musisch, kreativ, emotional» angedeutet wird. Man versucht wohl vermehrt, dieser Seite des Schülers etwas mehr Rechnung zu tragen. Können wir aber das Problem für gelöst halten? Ist es lösbar, wenn wir dieser Sparte einfach ein paar Stunden mehr einräumen, als Konzession sozusagen, daneben aber völlig klar ist, dass der Alltag sowohl des Erwachsenen wie des Schülers rundum von quantifizierbarem und steigendem Leistungsanspruch bestimmt ist? – Auf diese Weise wird ja gerade das, was etwas mehr Menschlichkeit in der Schule bedeuten kann, als «Nebensache» behandelt.

3. Wie mit Leistung umgehen?

Klagen und Anklage ändern nichts: sich der Zusammenhänge bewusst werden, könnte einen ersten Schritt bedeuten. Der freilich scheint dringend, denn wie wir mit diesen Problemen umgehen, das hat enorme praktische Konsequenzen. Ein Beispiel: Seit rund 10 Jahren gibt es in der Bundesrepublik Deutschland das Problem mangelnder Studienplätze an Hochschulen, besonders schlimm für Medizinstudenten. Ein Lösungsversuch bestand darin, dass man fürs Medizinstudium seit längerem nur noch Anwärter zuliess, die eine bestimmte Mindest-Durchschnittsnote im Abiturzeugnis vorweisen konnten. – Nachuntersuchungen ergaben nun, dass durch dieses (einseitig leistungsorientierte) Selektionsverfahren vor allem Studenten zum Zuge kamen, die tüchtige Forscher und Wissenschaftler sein werden und wollen. Auf der Strecke blieben viele, die vielleicht nicht ebenso brillant begabt, jedoch vorwiegend durch menschliche Interessen und den Wunsch, unmittelbar am Krankenbett zu wirken, motiviert waren. Auf diese Weise wird ohne Zweifel eine immer perfektere (i.S. der wissenschaftlichen Fortschrittlichkeit) und immer weniger menschenbezogene Medizin gefördert, auch wenn dies gar nicht beabsichtigt war. Wenn wir einmal auf die Versuchung der einfach messbaren Leistungshöhe aufmerksam

gemacht werden, stellt sich für uns – als Lehrer, Lehrerinnen, Erzieher und Erzieherinnen – die Frage, was denn für uns der «Leist» sein könnte? Wie wir humane Leistung und für sie das richtige Mass finden können.

Eine erste Antwort dürfte sein: meine eigenen Möglichkeiten und Grenzen bestimmen dieses «Mass» wesentlich mit. Wo die liegen, wie sie geartet sind, das zu erkennen, verlangt von mir ein ehrliches, sorgsames Mich-Erkunden, Mich-Spüren und -Ausprobieren. Hilfreich dabei sind mir Menschen, die mich mögen, mich ernst nehmen, mich unbestechlich wahrnehmen und wieder-geben. Wo dieses innere Richtmass deutlich erfahren wird, da können Leistung, Arbeit zum Ausdruck und zur Verwirklichung meiner selbst werden, demnach auch zu einer Mehrung des eigenen Seins. – Was kann diesen anspruchsvollen Prozess fördern? Einige Stichworte dazu:

3.1 Ermutigen

Wir selber, aber genauso die Schüler, brauchen Ermutigung. «Du kannst es, hältst es durch, du hast die Möglichkeiten dazu!» Das gilt nicht nur für zu leistende Arbeit, sondern genauso auch für meinen Freiraum als Lehrer/Erzieher. – Das Ernstnehmen der individuellen Art und Eigenart, ihre Hochschätzung, die sich in unserer ganzen Haltung dem Kind gegenüber ausdrücken wird, bewirkt am allermeisten durch solche Ermutigungen.

3.2 Bestätigen

Ermutigung wird, im Fortgang der Arbeit, zur Bestätigung: «Das passt zu dir, das kann nur von dir stammen!» Die Leistung wird bedeutsam, nicht so sehr, weil sie sich in eine Rangreihe einordnen lässt, vielmehr als individueller, persönlicher Ausdruck. – Würde das nicht bedeuten, dass wir nicht alles in der Schule als «Wettbewerb» aufziehen (selbst wenn dieser Aspekt manche Kinder sehr motivieren kann)? Dass wir Kooperation höher einschätzen als Konkurrenz? – Dieses Von-innen-her-werden-Lassen setzt auf unsrer Seite ein hohes Mass an Vertrauen ins Kind voraus. Zwei Bilder bringen uns vielleicht näher, worum es geht: Es gibt Gärtner, die, ehe sie einen Baum pflanzen, erst einmal Drähte und Latten spannen, senkrecht und waagrecht. Erst nachdem dieser Raster gesetzt ist, sehen sie sich nach dem Baum um: es soll ein Spalierbaum wer-

den. Wir wissen, dass Bäume auch so wachsen können, auch wenn Schere und Bindedraht ihnen hart zusetzen müssen. So ein Baum kann sogar zur Zierde eines Hauses werden, ja, auch Früchte vermag er zu bringen. – Doch gibt es auch andere Gärtner: sie pflanzen ein Bäumchen in gute, fette Erde, stecken allenfalls fürs erste einen Pfahl dazu, bis das erstarkende Stämmchen selber Halt genug bietet. Und sie erleben jedesmal neu das Wunder, dass der Baum anscheinend sehr gut – von innen her – zu wissen scheint, was er zu tun, wie er zu wachsen hat: allseitig, über und unter der Erde, dehnt er sich aus, erstarkt er, bildet er die ihm gemässe Gestalt aus. Was die Baumschere in diesem Fall tut, will höchstens diese Urgestalt deutlicher konturieren und herausheben. – So verschieden können Bäume aufwachsen, so verschieden können wir mit ihnen verfahren! Welcher Baum spricht uns wohl stärker an? Die Frage selber macht uns deutlich, wie anders es ist, wenn ein lebendiges Wesen nach dem ihm innewohnenden «Leist» wächst, als wenn es «über einen Leisten gezogen» wird.

3.3 Sinnfindung, Sinnerfüllung

Wo wir uns dieser Denkweise annähern, kann Sinnerfüllung zum Ziel des Leistungsstrebens werden; höchste «Leistung» wäre dann die Sinnfindung. Lust (d.h. worauf ich Lust habe) und Leistung (was ich soll) könnten dann mehr oder weniger zusammenfallen. – Es mag instruktiv sein, einen kleinen Ausflug in die psychoanalytische Theorie zu unternehmen, die sich mit der Regulation menschlichen Handelns und Verhaltens befasst: Ursprünglich wäre all unser Verhalten (etwa im Säuglingsalter) ganz durch das Prinzip von «Lust/Unlust» bestimmt: das kleine Kind tut und lässt das, was ihm Lust, Wohlbehagen verschafft und Unlust vermeiden hilft. Im Laufe der Entwicklung begegnen uns Forderungen der Realität und etablieren allmählich (meist unter kräftiger Mithilfe der Eltern und Erzieher) das «Realitätsprinzip» («zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen»). Wichtig ist nun der Befund, dass dieses das Lustprinzip nicht einfach ablöst oder gar abschafft! Es modifiziert nur das ursprüngliche Prinzip der Verhaltensregulation. Innerste Triebfeder unseres Handelns bliebe also nach wie vor die Suche nach «Lust», Glück, Wohlsein, Erfüllung – wir wür-

den aber lernen, die Kriterien der physikalischen, sozialen und moralischen «Realität» mit zu berücksichtigen (möglich/unmöglich, passend oder nicht, erwünscht/verpönt usw.). Die Entwicklung würde also verlaufen von der Lust zur Leistung. Damit, so die Auskunft der psychoanalytischen Theoretiker, liesse sich ganz gut und menschlich leben. Ihre praktische Zielsetzung, «Genuss- und Arbeitsfähigkeit» zu ermöglichen, wird oft als banal und zu mager kritisiert. Und doch liegt darin u.U. mehr Lebensqualität und Menschlichkeit als in unserer heutigen Mentalität, die uns nahelegt: «Du sollst leisten, damit du dir was leisten kannst!» Die hier angestrebte Entwicklung verläuft «vom Frust zum Konsum»! Von einer entfremdeten, wenig erfüllenden Leistung (die mich nur zu oft überfordert und leer lässt) zur (Schein-)Realität der Kompensation im Konsum.

So gesehen, stehen mit unserm Thema zentrale Fragen des Menschseins und des menschlichen Lebens zur Debatte. Schule und Erziehung können an diesen Fragen nicht vorbeikommen. Vor allem – und damit erhält das Ganze seine grösste Brisanz – kommt der Lehrer nicht darum herum, sich sehr klar und unbestechlich der Frage zu stellen: Was sind für mich – als Mensch und Lehrer – die Ziele und Werte, die für mich wirklich zählen, die ich auch vermitteln und deren Verwirklichung ich ermöglichen will?

Konkretisiert könnte das auch heissen: Wieviel Mut bringe ich auf, dem Leistungsdruck in der Schule den Gegendruck meines Engagements für eine menschliche Schule entgegen-

zusetzen? – Bin ich dem System und den Schulbehörden gegenüber selber «Schüler» – unmündig und rezeptiv alles schluckend – oder bin ich ein «maître», einer, der eigene Verantwortung auch in kritischem Werten übernimmt? – Bin ich im Elterngespräch offen genug, auch ihnen deutlich zu machen, wo sie möglicherweise einem heillosen Leistungsdenken unterliegen und damit ihrem Kind einen schlechten Dienst erweisen? – Wage ich, gegenüber Behörden und Stoffplänen jene Freiräume zu beanspruchen und zu verteidigen, die an sich vorgesehen und zum Wohle der Schüler und der Schule zu nutzen wären? – Tue ich etwas dafür, durch Offenheit (auch über eigene Schwierigkeiten und eigenes Missbehagen) unter Kollegen/Kolleginnen Solidarität zu fördern? – Ducke ich mich unter die (oft anonymen) Forderungen «der Gesellschaft» an die Schule, oder besinne ich mich darauf: Wer sind denn wir (von der Zahl und von der Aufgabe her)? – Wie fordere ich mich selber? Mir gemäss? Oder wie die ehrgeizigen Schwestern des Aschenputtels, die sich Ferse oder Zehe abhacken, um bloss in den goldenen Schuh zu passen?

Fragen solcher Art liessen sich noch viele stellen – Sie sind eingeladen, es zu tun! Darin stecken freilich hohe Forderungen! Doch anders als über die Person des Erziehers und dessen Reife ist eine andere, humanere Art, mit Leistung umzugehen, nicht zu erzielen. Wer sich schon darauf eingelassen hat, weiss aus Erfahrung, dass er für seine Option den Preis zu zahlen hat. Ist er es aber wert, gezahlt zu werden?

Leistung und Schule

Rudolf Affemann

Ich möchte zunächst 3 Thesen zu diesem Thema aufstellen.

Im zweiten Teil meiner Ausführungen werde ich von 5 Voraussetzungen sprechen, die nötig sind, damit Leistung innerhalb der Schule in dem hier skizzierten Sinne möglich wird.

Die erste These: Leistung ist um der Entfaltung des Menschen willen nötig.

Wir wissen alle: Nur die Muskeln werden stark, die etwas leisten müssen. Wird unser Bizeps z. B. wenig benutzt, so bleibt er dünn. Arbeiten